



Foto: congerdesign auf Pixabay.com

Götz Eisenberg

Sündenböcke – Fragmente einer Sozialpsychologie des „Mobbing“

„Die Sache mit dem Sündenbock funktionierte wirklich, als noch religiöse Kraft dahinterstand. Man lud dem Ziegenbock die Sünden der Stadt auf und trieb ihn hinaus, und die Stadt war gereinigt. Es funktionierte, weil alle, einschließlich der Götter, wussten, wie das Ritual zu verstehen war. Dann starben die Götter, und plötzlich musste man die Stadt ohne göttliche Hilfe reinigen. Statt Symbolen waren richtige Taten gefragt. Der Zensor war geboren, im römischen Sinn. Wachsamkeit hieß die Parole: die Wachsamkeit aller allen gegenüber. Reinigung wurde ersetzt durch Säuberungsaktionen.“

(J.M. Coetzee: Schande)

„Er glich dem Blatt, das ein Knabe mit der Rute vom Zweig herunterschlägt, weil es ihm als Vereinzelttes auffällt.“

(Robert Walser)

Seit dem Tod eines elfjährigen Mädchens in Berlin-Reinickendorf Ende Januar 2019 wird wieder einmal breit über das Thema „Mobbing“ diskutiert. Der selbsternannte Anti-Mobbing-Coach und Darsteller in einer Doku-Soap von RTL2 Carsten Stahl erklärte das Mädchen flugs zum Mobbing-Opfer und erhob schwere Vorwürfe gegen die Schule, die sie besucht hatte. Stahl rief zu einer Mahnwache vor der Schule auf, an der circa 150 Menschen teilnahmen. Man warf der Schulleitung und dem Kollegium vor, die seit Jahren bestehende Mobbing-Problematik an der Schule nicht ernst genug zu nehmen und nichts dagegen zu tun. Die Eltern des Mädchens baten darum, ihren Tod nicht zu instrumentalisieren und ihnen mehr Zeit zur Klärung einzuräumen. Leute wie Stahl machen aus Fällen wie diesem ein Geschäftsmodell. Sie sind Nashornvögel der Not anderer und nähren sich parasitär von den von ihnen angeprangerten Zuständen. Vor allem neigen sie zu stromlinienförmigen Vereinfachungen. Todesfälle wie der eines elfjährigen Mädchens werden immer etwas Rätselhaftes behalten, das sich unseren Erklärungsversuchen entzieht. Sie gehen jedenfalls in monokausalen Erklärungen nicht auf, sondern haben in der Regel mehrere Ursachen. Wir haben ein großes Bedürfnis nach Erklärung eines unbegreiflichen Geschehens, und am meisten befriedigt und beruhigt uns eine kausale Erklärung: „Aha, das ist es also!“

Ein neoliberales Treibhaus

Ich hege ein gewisses Misstrauen gegenüber Begriffen, die aus der Ethologie in die Sozialwissenschaften und die Psychologie eingewandert sind. Sie dienen häufig dazu, ein historisch und gesellschaftlich spezifisches Verhalten zu einer biologischen oder zumindest anthropologischen Konstante zu verdinglichen und damit aus dem Bereich dessen zu verbannen, der veränderbar ist. Der Begriff „Mobbing“ geht, soweit ich weiß, auf Konrad Lorenz zurück, der damit aggressive Verhaltensweisen von Tieren beschrieb, die dazu dienen, Eindringlinge von ihrem Territorium vertreiben. Der Begriff ist vom englischen Verb *to mob* abgeleitet, das so viel heißt wie „herfallen über“. In den 1980er Jahren führte Heinz Leymann, ein in Schweden lebender deutschstämmiger Psychologe, den Begriff des Mobbing ein, um schwere Formen seelischer Gewalt in Organisationen, vor allem in der Arbeitswelt zu beschreiben. In den 1990er Jahren drang der Begriff in die Alltagssprache ein. Ein solcher Vorgang der Verallgemeinerung eines Begriffs verweist in der Regel auf die Vermassung dessen, was mit dem Begriff bezeichnet werden soll.

Mobbing als massenhaftes Phänomen scheint eine Begleiterscheinung und Folge der Durchsetzung neoliberaler Praktiken in Wirtschaft und Gesellschaft zu sein. Diese haben eine im Kapitalismus tief eingewurzelte endemische Verhaltensweise zu einer akuten Epidemie anwachsen lassen. „Der Kapitalismus“, hat der österreichische Sozialist Günter Nenning einmal gesagt, „ist nur nett, wenn er muss, und gegenwärtig muss er nicht.“ Zu Zeiten des Kalten Krieges war der Kapitalismus weniger reich als jetzt, und dennoch finanzierte er, wenn auch nie begeistert, den vollen Sozialstaat, der die schlimmsten Auswirkungen des Kapitalprinzips abfedern sollte. Mangels kommunistischer oder auch nur sozialdemokratischer

Herausforderungen oder sonstiger ernsthafter Alternativen sieht er sich jetzt zu solchen Nettigkeiten nicht mehr genötigt und legt seine Beißhemmungen ab.

Das Leben in einer vom Markt und seinen Gesetzen vollkommen beherrschten Gesellschaft zwingt die Menschen zu einem Leben in einem Zustand permanenter Verteidigung und Aggression. Wer vorwärts kommen und nicht irgendwann zu den Herausgefallenen und Überflüssigen gehören will, muss sozialdarwinistische Haltungen wie Skrupellosigkeit, Härte und kalte Schonungslosigkeit an den Tag legen. Mitgefühl mit sich und anderen bedeutet in einer Marktgesellschaft Untergang und sozialen Tod. Der Neoliberalismus hat solche Haltungen vermasselt. Es herrscht ein Klima, in dem Praktiken des Mobbing wie in einem Treibhaus gedeihen.

Robert Stern hat in seinem Buch „Intelligenz des Erfolgs“ das Wirken des darwinistischen Prinzips in der Gesellschaft anhand folgender Geschichte illustriert: Zwei Jungen begegnen irgendwo in den amerikanischen Wäldern einem aggressiven Grizzlybären. Während der eine in Panik gerät, setzt sich der andere seelenruhig hin und zieht sich seine Turnschuhe an. Da sagt der in Panik Geratene: „Bist du verrückt? Niemals werden wir schneller laufen können als der Grizzlybär.“ Und sein Freund entgegnet ihm: „Du hast Recht. Aber ich muss nur schneller laufen können als du.“

Glück ist, wenn der Pfeil den Nebenmann trifft. Die Wut der Unterdrückten dreht sich, wenn sie sich nicht gegen die Verursacher kehren kann, im Kreis und richtet unter den Unterdrückten selbst Verheerungen an. Mobbing ist nicht zuletzt Folge von nicht ausgetragenen und stillgestellten Klassenkämpfen. Oskar Negt hat eine Definition des Begriffs Mobbing vorgeschlagen, der ich mich anschließen kann: „Mobbing ist ein aktuelles Stichwort für atmosphärische Veränderungen innerhalb von institutionellen Gruppenzusammenhängen, deren reibungslose Funktionsfähigkeit durch ausgeglichene emotionale Beziehungen garantiert wird. Wo harte Leistungskonkurrenz nach innen drängt, wo das Denken und Verhalten der einzelnen bis ins Unbewusste hinein durch Überlebenskampf bestimmt wird, wo Unbehagen und Wut aber keine eindeutigen Adressaten finden, entstehen leicht diffuse Aggressionen, die sich auf beliebige Objekte fixieren.“

„Hallo, Masern!“

Eingangs seiner Autobiographie, die unter dem Titel „Wie man wird, was man ist“ erschienen ist, schildert der amerikanische Psychotherapeut und Schriftsteller Irving D. Yalom einen Traum, den er als alter Mann träumt. Er ist zehn, vielleicht elf Jahre alt und fährt in seinem Heimatort mit dem Rad eine Straße hinunter. Er sieht ein Mädchen namens Alice vor

Mitgefühl mit sich und anderen bedeutet in einer Marktgesellschaft Untergang und sozialen Tod

Glück ist, wenn der Pfeil den Nebenmann trifft

Lehrer berichten von einem fast vollständigen Fehlen von Gefühlen der Schuld und der Scham auf Seiten der Täter

ihrem Haus sitzen. Sie ist ein wenig älter und hübsch, obwohl ihr Gesicht voller roter Flecken ist. Im Vorbeifahren ruft er ihr zu: „Hallo, Masern!“ Im Traum steht plötzlich ein großer und kräftiger Mann vor ihm und stoppt seine

Fahrt, indem er den Lenker seines Rades packt. Es ist der Vater des Mädchens. Er ist sehr erobost und fragt ihn, ob er sich vorstellen könne, wie seine Tochter sich nach dieser Anrede fühle. Ihm wird noch im Traum klar, dass er Alice grob beleidigt und gekränkt hat. Er ist entsetzt, vor allem auch darüber, wie leicht und unbedacht ihm die Beleidigung über die Lippen ging. Schließlich kommt Alice herbeigelaufen und fragt ihn, ob er nicht reinkommen und mit ihr spielen möchte. Er antwortet: „Ich fühle mich so schrecklich, ich schäme mich so. Ich kann nicht.“

Als Junge ist Yalom tatsächlich am Elternhaus von Alice vorbeigeradelt und hat ihr „Hallo, Masern!“ zugerufen. Nun, siebzig Jahre später, bricht ein verkapselter Abszess auf, und er braucht lange, um sich von diesem Traum zu erholen. Er ist aufgewühlt und voller Schuldgefühle. Ihm wird klar, welchen Schaden er damals leichtfertig angerichtet hat und formuliert in seiner Autobiographie eine späte Entschuldigung: „Verzeih mir, Alice.“

Zweierlei finde ich an dieser Episode bemerkenswert. Da ist zum einen die für unsere heutigen Ohren relative Harmlosigkeit der Bemerkung: „Hallo, Masern!“, und zum anderen der harte Schuldspruch des inneren Gerichtshofs des Gewissens, der noch siebzig Jahre nach dem Vorfall nicht auf Freispruch wegen Verjährung, sondern auf schuldig plädiert. Die Ansprache des Vaters trifft auf ein empfängliches Gewissen und eine intakte moralische Instanz auf Seiten des jungen Irving Yalom. Ohne diese bliebe es bei einer Schuldzuschreibung von außen ohne korrespondierendes Schulterleben.

Wie anders ist die Situation heute. Lehrerinnen und Lehrer berichten von einem Zugleich von schlimmsten Mobbing- und Dissing-Attacken und einem fast vollständigen Fehlen von Gefühlen der Schuld und der Scham auf Seiten der Täter. Ein Siebenjähriger kündigt einer Mitschülerin an, ihr seinen „Penis in den Mund zu stecken“, und kann, von der Lehrerin zur Rede gestellt, nichts dabei finden. Die Scham des Mädchens geht im Gelächter der Klasse unter. Zwölfjährige filmen ihre Mitschülerinnen mit einer Selfie-Stange unter der Toiletten-tür hindurch und stellen die kompromittierenden Filme ins Netz. Scham- und Schuldgefühle? Fehlanzeige. Neulich begegnete ich im Wald einer Schulklasse auf einem Wandertag. Obszöne Beschimpfungen flogen durch die Luft. In dem Gefängnis, in dem ich lange gearbeitet habe, herrschte, im Vergleich mit dieser Schulklasse, ein gesitteter Ton. Vor ein paar Tagen stieß ich auf Jugendliche, die sich über die Straße hinweg unflätig beschimpften: „Bastard“, „Hurensohn“, „Spast“ – das volle Programm. Ich erinnere mich an mein Erschrecken, als ich zum ersten Mal mitbekam, dass unter heutigen Kindern und Jugendlichen „du Opfer“ als Schimpfwort im Schwange ist. Dass so etwas möglich ist, wirft ein schlagendes

Licht auf die Perversion im Menschenbild, die in den letzten Jahren im Zeichen eines Kults des „Winners“ um sich gegriffen hat.

Gegengeschichte 1

Frederik Hetmann erzählt in seiner Geschichte des Ernesto Guevara, genannt Che, die unter dem Titel „Ich habe sieben Leben“ erschienen ist, aus seinen Kinder- und Schultagen in Argentinien: „Wie ist er zusammengezuckt, wenn er auf Spaziergängen mit dem Vater die baldios, die Elendsviertel, am Rande der Stadt gesehen hat. Kinder, die dort wohnen, werden von den anderen in der Schule gemieden. ... ‚Lumpenkinder! Lumpenkinder!‘ rufen ihnen die anderen nach.

Er schlägt sich für das Lumpenpack. Er verschenkt Frühstücksbrote an Kinder aus dem baldio. Um sie nicht zu demütigen, schiebt er die Brote heimlich unter ihre Bank. Er kann sich vorstellen, wie das ist ... anders zu sein. Er ist auch nicht so wie die meisten Kinder aus der Nachbarschaft, weil er oft krank ist. Manche Mütter verbieten ihren Kindern, mit ihm zu spielen, weil sie Ansteckung befürchten. Andere Kinder ekeln sich, wenn Ernesto nach seinen Anfällen Schleim ausspucken muss.“

Das Sündenbock-Bedürfnis

Woran die aktuelle Debatte krankt, ist der Umstand, dass die gesellschaftlichen Ursachen der beklagten Phänomene nicht thematisiert werden. Das sind vor allem mangelnde Empathie und ein Schwund des Mitgefühls. Aber wie sollen diese sich entwickeln, wenn Kinder bereits in der Grundschule einem harten Konkurrenzkampf ausgesetzt sind und lernen andere auszustechen? Wenn Kinder und Jugendliche mitbekommen, wie Dieter Bohlen in seiner Casting-Show vor einem Millionenpublikum Leute runterputzt? Sadismus als Abendunterhaltung zur besten Sendezeit. Mit der Verbreitung des Smartphones und der sozialen Netzwerke kam das "Cybermobbing" als neuer Breitensport dazu. Meist aus dem Schutz der Anonymität heraus werden andere mittels Beleidigungen, Beschimpfungen, Verbreitung von Gerüchten oder Lügen und kompromittierenden Fotos oder Foto-Montagen drangsaliert. Die sozialen Medien fungieren als digitaler Pranger. Um ein Maximum an Nutzerzeit herauszuschlagen, fördern die Social-Media-Plattformen all jene Emotionen, die Menschen am längsten am Bildschirm halten, und das sind Häme, Schadenfreude und Hass. Weil die Betreiber der Plattformen genau wissen, was sie tun und anrichten, schicken die Bosse aus dem Silicon Valley ihre eigenen Kinder auf Schulen, an denen Handys verboten sind.

Sadismus als Abendunterhaltung zur besten Sendezeit

So ist es kein Wunder, dass Mobbing zu einer Seuche des neoliberalen Zeitalters geworden ist. Gerade höre ich im Radio die Meldung, dass sich die Zahl der Krankentage wegen psychischer Probleme binnen zehn Jahren mehr als verdoppelt hat. Die Zahl sei von rund 48

Millionen im Jahr 2007 auf 107 Millionen im Jahr 2017 angestiegen. Die Zahl der Krankentage ist ein ziemlich genauer Indikator für den Druck, der auf all denen lastet, die noch einen Job haben. Praktiken, die man als Mobbing einstuft, werden an den Krankentagen ihren Anteil haben. Auf den Anstieg der Krankentage und anderer „Dysfunktionen“ antworten Krankenkassen und Unternehmen mit Achtsamkeits- und Resilienz-Trainings, die sie ihren Mitgliedern und Belegschaften anbieten oder verordnen. Arbeiter und Angestellte sollen lernen, mit immer stärkeren Belastungen umzugehen und die Produktivität ihrer Arbeit weiter zu steigern. Vernünftig und im Sinne einer „Ökonomie des ganzen Hauses“ letztlich auch rentabler wäre es, das aberwitzige Tempo des Lebens zu drosseln, allen Menschen anständige, menschenförmige Arbeitsbedingungen zu bieten und ihnen nicht länger zuzumuten, ihre Gesundheit auf dem Altar des Profits zu opfern. Dann bräuchte es den ganzen psychologisch-medizinischen Reparatur- und Kompensationsaufwand nicht.

Von Peter Brückner habe ich gelernt zu fragen: „Welche menschlichen Haltungen gedeihen eigentlich in einem gegebenen sozialen Klima, welche verdorren?“ Meine Antwort: Ellenbogeneinsatz, Gleichgültigkeit gegenüber fremdem Leiden und Skrupellosigkeit gedeihen im sozialdarwinistischen Klima; Mitgefühl, Solidarität und Empathie drohen zu verdorren. In dem Maße, wie die Menschen von der Kita bis zum Seniorenheim gehetzt und vor allem aufeinandergehetzt werden, der Konkurrenz- und Leistungsdruck zunimmt, ohne dass sie die Möglichkeit der Gegenwehr haben, wächst das Bedürfnis nach einem Sündenbock, auf den die Malaise verschoben werden kann. Er ist das beste Gefäß für alle möglichen Bedrohtheits- und Unsicherheitsgefühle. Mobbing ist eine Spielart des Sündenbock-Mechanismus¹, auf den alle klassengespaltenen Herrschaftskulturen zwecks systemkonformer Entschärfung von Konflikten angewiesen sind.

Gegengeschichte 2

Die „Universalgeschichte der Niedertracht“ (Jorge Luis Borges) ist nicht ganz universal. Es gibt Gegenbeispiele, die von gegenseitiger Hilfe, Solidarität und Empathie zeugen. Noch gibt es sie. Einige werde ich in den Text einstreuen.

Es gibt auch, sogar in der deutschen Geschichte, Beispiele der Parteinahme für die gequälte Kreatur. Rosa Luxemburg schreibt im Dezember 1917 aus der Festung Wronke an ihre Freundin Sonja Liebknecht: „Vor einigen Tagen kam also ein Wagen mit Säcken hereingefahren, die Last war so hoch aufgetürmt, dass die Büffel nicht über die Schwelle bei der Tor-einfahrt konnten. Der begleitende Soldat, ein brutaler Kerl, fing an, derart auf die Tiere mit dem dicken Ende des Peitschenstieles loszuschlagen, dass die Aufseherin ihn empört zur Rede stellte, ob er denn kein Mitleid mit den Tieren hätte! „Mit uns Menschen hat auch niemand Mitleid“, antwortete er mit bösen Lächeln und hieb noch kräftiger ein ... Die Tiere zogen schließlich an und kamen über den Berg, aber eins blutete ... Sonitschka, die Büffelhaut ist sprichwörtlich an Dicke und Zähigkeit, und die war zerrissen. Die Tiere standen dann beim Abladen ganz still und erschöpft, und eins, das, welches blutete, schaute dabei vor sich

hin mit einem Ausdruck in dem schwarzen Gesicht und den sanften schwarzen Augen wie ein verweintes Kind. Es war direkt der Ausdruck eines Kindes, das hart bestraft worden ist und nicht weiß, wofür, weshalb, nicht weiß, wie es der Qual und der rohen Gewalt entgegen soll ... ich stand davor, und das Tier blickte mich an, mir rannen die Tränen herunter – es waren seine Tränen, man kann um den liebsten Bruder nicht schmerzlicher zucken, als ich in meiner Ohnmacht um dieses stille Leid zuckte.“

„Zaungäste“

Robert Walser gehört zu den Schriftstellern, denen ich mich seelenverwandt fühle. Er gehört zu den „Zaungästen des Fortschritts“, als die Theodor W. Adorno gewisse randständige Künstler charakterisiert hat. Es gelang Walser nie, „sich der bürgerlichen Ordnung brav anzuschmiegen“, und er zog es vor, die zweite Hälfte seines Lebens in Heil- und Pflegeanstalten zuzubringen. Dort wischte er nach dem Essen die Tische ab, beschriftete Zettel mit einer mikroskopisch kleinen Bleistiftschrift und unternahm ausgedehnte Wanderungen. Manchmal durfte ihn sein Vormund und Förderer Carl Seelig begleiten. Bei einer dieser Gelegenheiten sprach Walser über einen Bruder im Geiste, und man kann davon ausgehen, dass er, indem er über Hölderlin sprach, auch über sich selbst sprach: „Ich bin überzeugt, dass Hölderlin die letzten dreißig Jahre seines Lebens gar nicht so unglücklich war, wie es die Literaturprofessoren ausmalen. In einem bescheidenen Winkel dahinträumen zu können, ohne beständig Ansprüche erfüllen zu müssen, ist bestimmt kein Martyrium. Die Leute machen nur eines daraus!“

In seinem letzten, vor dem Rückzug in die Anstalt geschriebenen Roman „Der Räuber“ finden sich Sätze, die uns mitten ins Zentrum der Mobbing-Thematik führen, wenn dieser Terminus aus dem Arsenal zeitgenössischer sozialtechnischer Begriffe in diesem Kontext erlaubt ist. Er beschreibt den Räuber mit den Worten: „Wer lebhaften Geistes ist, spinnt eben ab und zu mal. Im allgemeinen, so wird man glauben dürfen, wurde er verfolgt, weil sich das fast von selbst ergab, weil's leicht war. Man sah ihn nämlich immer so ohne jede Gesellschaft, so mutterseelenallein. Man verfolgte ihn, damit er leben lerne. Er gab sich so exponiert. Er glich dem Blatt, das ein Knabe mit der Rute vom Zweig herunterschlägt, weil es ihm als Vereinzelttes auffällt.“

Robert Walser starb am zweiten Weihnachtstag 1956 auf einem seiner Spaziergänge. Man fand ihn tot im Schnee liegend, ganz so, wie er 50 Jahre zuvor den Tod des Dichters Sebastian in seinem Roman „Geschwister Tanner“ beschrieben hatte. Peter Brückner, der sich mitunter als „einsam wandelndes Nashorn“ bezeichnete und auch ein Bruder im Geiste war, resümierte die Erfahrungen von Außenseitern und verfolgten Minderheiten im zwanzigsten Jahrhundert mit dem knappen Satz: „Wer aber nicht ‚komplett‘, wer nicht sichtlich unsereiner ist, steht sehr unfest in der Kultur.“

Gegengeschichte 3

Friedrich Nietzsche wird am Ende von Mitleid überwältigt, einer Regung, die er so lange als Zeichen von Schwäche verachtet und krampfhaft in sich niedergehalten hatte. Als er am 3. Januar 1889 in Turin seine Wohnung verließ, wurde er Zeuge, wie ein Kutscher sein Pferd mit Peitschenhieben malträtierte. Er fiel dem geschundenen Droschkenpferd um den Hals und versuchte, es vor weiteren Schlägen zu bewahren. Vom Mitleid überwältigt brach er zusammen. Sein herbeigerufener Vermieter führte den schluchzenden Nietzsche nach Hause. Diese Szene bildete den Auftakt dessen, was man seine Umnachtung nennt. Für ihn, der Mitleid für ein Zeichen von Schwäche gehalten hatte, war diese Erfahrung buchstäblich überwältigend und derart irritierend, dass er darüber seinen Verstand verlor. Wie heißt es bei Lessing: „Wer über gewisse Dinge den Verstand nicht verliert, der hat keinen zu verlieren.“

**Er fiel dem geschundenen
Droschkenpferd um den Hals
und versuchte, es vor weiteren
Schlägen zu bewahren**

Ausgrenzungserfahrungen

Was ist eigentlich mit meinen eigenen Erinnerungen an erlittene Demütigungen und Schulqualen? Es hat sie gegeben in den frühen Jahren. Das Gedächtnis ist gnädig und hat sie weitgehend dem Vergessen überantwortet. Aber ein gewisses Nachgefühl ist doch geblieben, und je länger ich mich mit dem Thema befasse, desto mehr versunkene Erinnerungen tauchen auf. Nach dem frühen Tod meiner Mutter hatte man mich von allen Seiten mit Süßigkeiten vollgestopft. Das galt als probates Mittel gegen kindlichen Kummer. Wer mir allseits bedauerten Halbwaisen etwas Gutes tun wollte, gab mir Schokolade oder Kekse. War ich schon zu Lebzeiten der Mutter ein wenig pummelig gewesen, wurde ich nun dick und umgab mich mit einer Schicht aus traurigem Fett. Und da ich dick war, wurde ich gehänselt und verlacht: „Dicker fatter Pfannekuchen“ riefen die anderen hinter mir her, gelegentlich auch „Fettsack“ und „fettes Schwein“. Der Zweite Weltkrieg lag gerade mal zehn Jahre zurück, und die Kinder in der Volksschule waren nicht dick. Es gab in jeder Klasse ein dickes Kind, und das war dummerweise ich. Verglichen mit den heute unter Jugendlichen üblichen Beschimpfungen und Beleidigungen waren die, die mich trafen, relativ harmlos. Aber auch so verletzte und schmerzte es mich. Tief gruben sich die Schmähungen ein und prägten mein Selbst- und Weltverhältnis. Mein Vater war mit Beruf, Haushalt und Kind überfordert. Eines Tages fand er morgens die richtigen Kleidungsstücke nicht und ich wurde mit der Schlafanzughose in die Schule geschickt, die unten aus der Stoffhose herauschaute. Man kann sich vor-

**Tief gruben sich die Schmähungen
ein und prägten mein Selbst- und
Weltverhältnis**

stellen, dass eine Woge des Spottes über mich hereinbrach. Das Pranger-Gelächter der Anderen dröhnte mir noch lang in den Ohren.

Der Tod der Mutter hat meinem Leben und meinem Verhältnis zur Welt einen Riss verpasst, der sich durch die in Kindergarten und Schule gemachten Erfahrungen der Zurückweisung noch vertiefte und verfestigte. Ich fühlte mich verlassen und zurückgestoßen. Ich wurde krank. Irgendwann reagierte ich mit Aggressionen und ging blindwütig auf die Beleidiger und Peiniger los. Meist zog ich gegen die Übermacht der Anderen den Kürzeren und zog blutend und geschlagen von dannen. Zu Hause war auf Unterstützung nicht zu rechnen. Dort wurde ich „Dicker“ genannt. Ich entsprach nicht dem Ideal eines „deutschen Jungen“, das mein Vater, wie vieles andere auch, aus dem wilhelminischen Deutschland und dem Dritten Reich in die Bundesrepublik mitgeschleppt hatte. Für ihn stand vor allem Turnen hoch im Kurs und das war für mich der blanke Horror. Verzweifelt stand ich da und wusste beim besten Willen nicht, wie ich die Kletterstanden hinaufkommen oder einen Bock überqueren sollte.

Niederlagen und erlittene Demütigungen machten einsam, und diese Einsamkeit zog weitere Nachstellungen nach sich. Kinder und Jugendliche, die Opfer jener Paranoia geworden sind, die man Erziehung nennt, besitzen oft

eine feine Witterung für kleinste Anzeichen von Differenz; was abweicht, was fremdartig erscheint, zieht Ablehnung und Aggressionen auf sich. Körperliche Stigmata wie Schielen, abstehende Ohren, rote Haare, Brille oder in meinem Fall Fettleibigkeit reichten aus, um einen zum Opfer von Nachstellungen und Beleidigungen werden zu lassen. Mit so einem mochte keiner die Bank teilen.¹

Niederlagen und erlittene Demütigungen machten einsam

¹ Die Eltern eines Klassenkameraden auf dem Gymnasium waren geschieden. Er war das einzige Scheidungskind in der Klasse und galt deswegen beinahe als asozial. Auch er war und blieb ein Außenseiter und wurde gemieden. An unseren gelegentlichen Klassentreffen nimmt er bis heute nicht teil. Die Trennung der Eltern gehört im Leben heutiger Kinder und Jugendlicher fast schon zur Normalität. Neulich fragte der zehnjährige Sohn von Bekannten seine verblüfften Eltern beim Abendessen, warum er eigentlich noch immer mit beiden Eltern zusammenwohne, während seine Freunde fast alle in neu zusammengesetzten Konstellationen lebten. Es klang beinahe so, als fürchte er, es könnten ihm aus dieser neuartigen Ausnahmestellung Nachteile erwachsen. Und eine Art von objektiver Ironie sorgt dafür, dass dieser Verdacht nicht ganz von der Hand zu weisen ist. Stabile Bindungen können sich als ein Flexibilitätshindernis erweisen. Nach einer Trennung bei einem Elternteil verbliebene Kinder erleben unter Umständen das mehrfache Auswechseln der Vater- oder Mutterrolle und lernen so zeitig, dass nichts von Dauer ist und es keinen Sinn hat, sich an irgendetwas oder irgendjemanden emotional zu binden. Als ich unlängst aus einem Einkaufszentrum herauskam, hörte ich aus einer Gruppe Jugendlicher, die dort herumstanden und etwas tranken, den resigniert klingenden Satz eines vielleicht sechzehnjährigen Mädchens: „Meine Mutter hat ´nen neuen Lover.“ Unter solchen Bedingungen wird die Fähigkeit, soziale Bindungen von Fall zu Fall lösen und sich auf permanent veränderte Situationen einlassen zu können, die im Kontext moderner Arbeitsverhältnisse durchaus erwünscht ist, dem Kind von früh an demonstriert und auch abverlangt. Es wird bereits in der Wolle mit Flexibilität und Mobilität eingefärbt.

Schwache, Hilflose, Sensible wurden und werden leicht Beute von Hetzmeuten. Die Schwäche reizt die Starken, die ihre Stärke der Verleugnung der eigenen Schwäche verdanken. Wer Verbündete und Freunde hat, fällt ihren Attacken weniger leicht zum Opfer. Gewalt und seelisch-körperliche Quälereien gedeihen vor allem im trüben Klima der Unterwerfung unter fremde Zwecke. Robert Musil hat in seinem Roman „Die Verwirrungen des Zöglings Törleß“ einfühlsam beschrieben, wie Zöglinge eines Internats einen Mitschüler zu ihrem Sündenbock machen, ihn physisch und sexuell misshandeln und ihm seelische Qualen bereiten. Schulen sind bis heute Institutionen des Zwangs geblieben. In dem Maße, wie sie sich in der Gegenwart als effiziente Zulieferbetriebe für Industrie und Markt begreifen, werden sie verschärft zu Orten der Konkurrenz, der Selektion und damit auch der Kränkung und Beschämung.

Die Schwäche reizt die Starken, die ihre Stärke der Verleugnung der eigenen Schwäche verdanken

Sendboten des Faschismus

Dabei hätte ich so gern dazu gehört. Mein Außenseitertum war ja kein selbst gewähltes, es war mir von außen aufgezwungen worden. Erst als meine Stiefmutter mich am Beginn der Pubertät auf eine strenge Diät setzte und meine Fettleibigkeit sich verlor, besserte sich meine Lage. Ich begann Sport zu treiben und fand dort endlich die Anerkennung, nach der ich mich so lang vergeblich gesehnt hatte. Ich entdeckte die Wonnen der Gemeinsamkeit, blieb allerdings immer skeptisch gegenüber Formen von Gemeinschaft, die auf Kosten und unter Ausschluss von Anderen zustande kommen. Das brüllende Gelächter nach einem Witz, der zu Lasten von Minderheiten und Schwächeren geht und letztlich auf den Totschlag hinausläuft, war mir immer zuwider. Jede Kameraderie blieb mir unheimlich und flößte mir Schrecken ein. „Kameraden“, schrieb Peter Brückner einmal, „sind diejenigen, die von den gleichen Ressentiments radikalisiert werden.“ Viele dieser Ressentiments haben ja die Ausrottung ihrer Objekte überlebt und feierten in den 1950er und 60er Jahren ihre traurige Auferstehung. In gewissen Vorurteilen sind sie „so sicher konserviert wie die Mücke im Bernstein“, fährt Brückner fort. „Gemeinschaft“ können sich viele Deutsche bis auf den heutigen Tag nur als „Volksgemeinschaft“ vorstellen, die jene ausschließt, denen gewisse soziale oder ethnische Merkmale fehlen, die man vom „Volksgenossen“ fordert.

Jede Kameraderie blieb mir unheimlich und flößte mir Schrecken ein

In Michael Hanekes Film „Das weiße Band“ bekommen wir diesen Mechanismus im Milieu eines norddeutschen Dorfes im wilhelminischen Deutschland vorgeführt. Der Faschismus bezog und bezieht seine psychischen Energien aus dieser Quelle. Er systematisierte Verhaltensweisen und Handlungsbereitschaften, die bereits vermasst vorlagen. Theodor W. Adorno sprach deswegen in einem „Der böse Kamerad“ überschriebenen Abschnitt der *Minima*

Moralia davon, dass der Ausbruch des Dritten Reiches zwar sein politisches Urteil überraschte, doch nicht seine unbewusste Angstbereitschaft. Er konnte den Faschismus aus den Erinnerungen seiner Kindheit ableiten. „Wie ein Eroberer in fernste Provinzen, hatte er dorthin seine Sendboten vorausgeschickt, längst ehe er einzog: meine Schulkameraden.“ Diese, „die schon mit Vornamen Horst und Jürgen und mit Nachnamen Bergenroth, Bojunga und Eckhardt hießen“, hatten ihn verprügelt und brüllend gelacht, wenn er, der Primus, einmal versagte. „Im Faschismus ist der Alp der Kindheit zu sich selber gekommen“, heißt es abschließend.

Einer oder eine Gruppe wird ausgeguckt, gejagt und zur Strecke gebracht. Das stiftet unter den Jägern ein Gefühl der Zusammengehörigkeit. Primär ist die Bosheit, die den Menschen von den sozialen Verhältnissen und der Erziehung eingepresst wird. Mobbing ist ein Ventil, um diese eingepresste Bosheit gegen Einzelne und Minderheiten loszulassen. Der menschenverachtende Furor käme erst in einer Gesellschaft zum Erliegen, die den Menschen weniger Bosheit einpresste, in der Solidarität zur vorherrschenden Verkehrsform und Freundlichkeit zum bestimmenden Kommunikationsstil würde. Man kann nur hoffen, dass die neue Schülerbewegung etwas davon vorwegnimmt und in den Schulalltag einführt. Dann wird es hoffentlich bald mehr Gegengeschichten geben.

Das stiftet unter den Jägern ein Gefühl der Zusammengehörigkeit



Über den Autor

Götz Eisenberg ist Sozialwissenschaftler und Publizist. Er arbeitete jahrzehntlang als Gefängnispsychologe im Erwachsenenstrafvollzug. Er ist Mitinitiator des Gießener Georg-Büchner-Clubs. Eisenberg arbeitet an einer „Sozialpsychologie des entfesselten Kapitalismus“, deren dritter Band unter dem Titel „Zwischen Anarchismus und Populismus“ soeben im Verlag Wolfgang Polkowski in Gießen erschienen ist.

Kontakt:

goetz_eisenberg@web.de

☛ [**Alle Texte von Götz Eisenberg im Magazin Auswege**](#)

AUSWEGE – Perspektiven für den Erziehungsalltag
Online-Magazin für Bildung, Beratung, Erziehung und Unterricht
www.magazin-auswege.de
antwort.auswege@gmail.com